



Volkskundliches

Von Georg Dieterle

Unsere Ortsnamen

Jedes unter uns hat sich wohl auch schon darüber Gedanken gemacht, was der Name seiner Heimat eigentlich bedeutet. Daß die Namen unserer Ortschaften nicht willkürlich gewählt sind, zeigen Namen wie (Ober- und Unter-) Talheim, Hochdorf, Altensteig, Wildberg u. a. Mit dem Namen Talheim werden Bewohner einer Höhe eine Siedlung benannt haben, die an einem Fluß oder einem Bach liegt; umgekehrt werden Bewohner einer Siedlung ein Dorf Hochdorf nennen, wenn es auf einer Höhe liegt; Altensteig wird seinen Namen davon haben, weil es an einem uralten, vielleicht schon vorrömischen Aufstieg auf die Höhe liegt, und endlich Wildberg wird so heißen, weil es auf einem vorher unbebauten Berg liegt. Bei solchen Namen stimmen Wort und Wirklichkeit völlig klar überein. Daß die Orte Nagold, Haiterbach und Enztal ihren Namen von den Gewässern haben, an denen sie liegen, ist ebenso klar; nur ist damit das Wort selbst nicht erklärt. Walddorf wird ein Dorf heißen, wenn es vom Standpunkt derer aus, die das Dorf benennen, am Ende des Waldes liegt, der zwischen den Namengebern und den Benannten liegt. So werden auch die Namen Fünfbronn und Schönbronn leicht zu erklären sein, wenn wir nur bedenken, daß Bronn ursprünglich das bezeichnete, was wir jetzt Quelle nennen. So einfach liegt aber die Erklärung des Ortsnamens nicht in allen Fällen. Da ist uns auch schon aufgefallen, daß viele Ortsnamen gleiche Endungen haben: ingen, heim, dorf, hausen, weiler, hardt. Die Sprachwissenschaft hat sich eingehend mit der Bedeutung dieser Endungen und Wörter beschäftigt und dabei interessante Ergebnisse auch über die Zeit der Siedlungen und der ersten Siedler zu Tage gefördert.

Das gilt einmal von der Endung *ingen*. Wir haben im Bezirk eine ganze Anzahl von Ortsnamen mit dieser Endung: Effringen, Emmingen, Gültlingen, Schietingen, Beihingen und Böfingen, dazu

Bild 251: Truhe von Schönbronn.

in der Nachbarschaft eine sehr große Zahl: Ober- und Unterjettingen, Mökingen, Eutingen, Gündringen u. a. Was bedeutet dieses ing? Die Silbe ing bezeichnet die Zugehörigkeit zu einem Stamm, einer Sippe. Karolinger heißen die zu Karl dem Großen gehörigen Verwandten auf dem fränkischen Thron. Diese Zugehörigkeit kann entweder verwandtschaftlicher oder rechtlicher Art sein; der betr. Herr kann entweder der Vater oder der Grund- oder Lehensherr sein. Nun enthält bei solchen Ortsnamen immer der erste Teil den Namen des Ahnherrn der Sippe oder des Grundherrn der Siedlung. Ein solcher Ahnherr war z. B. Giltilo; die zu seiner Sippe oder zu seiner Siedlung gehörigen Leute hießen die Giltlinge. Auf diese Weise ist der Name Giltlingen entstanden; bei seiner ersten Nennung 1150 hieß das Dorf Giltelingen, wobei noch zu bemerken ist, daß die Ortschaften stets im 3. Fall der Mehrzahl bezeichnet wurden = (er geht zu) den Leuten des Giltilo. Die Ahnherren der übrigen Orte im Bezirk mit dieser Endung mögen gewesen sein: Afran (Efringen), Ammo (Emmingen), Biga (Beihingen), Boso (Böfingen), Skoto (Schietingen). Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Orte mit dieser Endung in der Regel bei der ersten Einwanderung und Besiedlung entstanden sind. Auch den Schluß werden wir daraus ziehen dürfen, daß die Gelände, die zu den Orten mit ingen gehören, zu den fruchtbarsten Landstrichen gehören. Ähnlich steht es mit den Endungen *hausen* und *dorf*. Hiefür haben wir in unserem Bezirk auch mehrere Beispiele: Ebhausen, Wöllhausen, Egenhausen, Iselshausen, Poppenhausen, (abgegangen im Waldachtal); Pfrondorf, Rohrdorf, Schwandorf, Walddorf. Die Ansiedlung der Ortschaften mit diesen Endungen mag etwas später erfolgt sein; die Orte mit *hausen* mögen zunächst mehr Einzelsiedlungen, die mit *dorf* mehr Gruppensiedlungen gewesen sein. Es findet sich namentlich ein Unterschied noch zwischen den beiden Arten von Orten: die Namen mit *hausen* zusammengesetzte Ortsbezeichnungen enthalten Namen von Personen, die wohl auch Gründer der betr. Ortschaften waren: Ebbo (Ebhausen), Wello (Wöllhausen), Algo (Egenhausen), Isolt (Iselshausen), Poppo (Poppenhausen). Dagegen die ersten Bestandteile der mit *dorf* zusammengesetzten Ortsnamen weisen auf den Anbau von Gewächsen, die zu den Lebensbedürfnissen gehören: Bondorf = Baumdorf; Pfrondorf weist hin auf Steinobst (*prunus* = Pflaume, Zwetschge); Rohrdorf auf den Anbau von Rohrgewächsen.

Der Name Schwandorf wird darauf bezogen, daß das Waldachtal in der Nähe hauptsächlich zur Gewinnung von Schweinefutter verwendet wurde.

Die Endung *heim* in Ober- und Untertalheim und Baßheim (untergegangen bei Nagold) bedeutet ursprünglich Wohnung. Man nimmt an, daß Ortschaften mit dieser Endung fränkische Siedlungen seien. Die Franken legten in unserer Heimat mit Vorliebe Gutshöfe an, für die sie Heime, Wohnungen brauchten. Orte mit *Weiler* haben wir mehrere: Ettmannsweiler, Garrweiler, Ober-, Mittel- Sachsenweiler, zusammen Zumweiler = zum Weilern, wie man in der

Umgebung statt Altensteig Dorf sagt: Zumdorf (= zum Dorf). Diese Weiler-Orte sind besonders im Oberamt Freudenstadt sehr stark vertreten. Das Wort Weiler ist die deutsche Wiedergabe des lateinischen Worts *villare* und hängt mit *villa* zusammen; man hat deshalb schon oft eine römische Anlage bei diesen Ortsnamen vermutet. Allein davon kann keine Rede sein; denn im ganzen sind die Weilerorte mehr jüngere Siedlungen. Wir können Orte mit Weiler nur eben als ländliche Siedlungen späterer Zeit mit kleinerem Umfang bezeichnen. Noch möge darauf hingewiesen werden, daß die Endungen *hardt* (Ebershardt, Monhardt) und *loch* (Lengenloch) einen waldigen Ort bezeichnen. Ortsnamen, die bis jetzt nicht erwähnt worden sind, mögen an anderer Stelle zu ihrem Rechte kommen. Erwähnt soll in diesem Zusammenhang noch der Name *N a g o l d* werden, mit dessen Deutung sich schon viele beschäftigt haben. Daß der Name mit dem Wort *Nagold* nichts zu tun hat, braucht kaum gesagt zu werden. Der Nagel, der in dem Wappen der Stadt durch die beiden Felder (das silberne und das rote) hindurchgeht, berührt die sprachliche Erklärung des Wortes nicht; dieser Nagel ist in späterer Zeit eingefügt worden, um der Stadt *Nagold* gegenüber den verschiedenen Städten, die das hohenbergische Wappen führen wie *Wildberg*, *Horb*, *Rottenburg* u. a., ursprünglich auch *Haiterbach*, ein unterscheidendes Kennzeichen zu geben. Auch mit *Gold* hat das Wort nichts zu tun; das Wort hieß ja ursprünglich *Nagalta*. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß unsere meisten deutschen Flußnamen wie *Neckar*, *Donau*, *Enz* u. a. vordeutschen und vorrömischen Ursprungs sind und meist als keltische Wörter angesehen werden. Demgemäß erklärt man auch das Wort *Nagold* mit *Hirschbach*. Sachlich gibt diese Erklärung einen ganz guten Sinn; aber sprachlich läßt sich diese Deutung nicht mit Sicherheit aufrechterhalten. Wir halten nicht für unmöglich, daß das Wort *Nagold* seinen Grundbestandteil nach mit dem sprachlichen Kern des Flußnamens *Neckar* sich deckt; dann bedeutet *Nagold* der Glänzende, der Fließende und ist vielleicht die verkleinernde Nebenform zu *Neckar*. Doch kommen wir auch damit über Vermutungen nicht hinaus.

Die Mundart unseres Bezirks

Unser Heimatbuch würde ein wichtiges Stück Heimat übersehen, wenn es nicht auch der Mundart oder dem Dialekt, d. h. der Sprache, die im allgemeinen in unserem Bezirk gesprochen wird, wenigstens ein kurzes Kapitel widmen würde. Sind ja doch auch schon seit längerer Zeit unsere Mundarten zum Gegenstand wertvoller wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden. Und es handelt sich dabei um einen Gegenstand, der die tiefsten Saiten unserer Seele berührt. In der Muttersprache traten uns die ersten Laute, die unser Ohr hörte, entgegen; in der Muttersprache stammelten wir die ersten Laute, die wir hervorbrachten; in der Muttersprache reden und verkehren wir täglich; in ihr können wir unsere Gedanken und Empfindungen am besten zum Ausdruck bringen. Wer in der Heimat lebt, empfindet den Wert der

Mundart weniger; wer aber draußen in fernen Landen war, dem hat immer und überall, wo er auch weilen mochte, etwas gefehlt, etwas vom Innersten. Welche Freude, wenn er nur wieder deutsche Laute vernahm! Welches Wohlgefühl erst, wenn er die schwarzen Grenzpfähle überschritt und wieder schwäbische Laute hörte! Als ich vor einigen Jahren mit einem Freund auf dem Bahnhof einer größeren deutschen Stadt stand und mich mit ihm unterredete, trat eine Frau auf uns zu, die uns fragte, ob wir nicht aus der Gegend von Nagold seien. Als wir die Frage bejahten, hatte die Frau eine außerordentliche Freude und sagte, sie habe an unserer Sprache, die sie so sehr angeheimelt habe, gemerkt, daß wir ihre Landsleute sein müssen. Wir machten andern Tags auch noch einen Besuch bei ihr. Wie gerne sie etwas von ihrer Heimat hörte, und vollends in der Mundart ihrer Jugend! Wies uns die heimatlichen Fluren und Berge und Täler angetan haben für unser ganzes Leben, daß wir sie nimmer vergessen können, so auch die trauten Laute unserer Mundart. Und das gilt für jede Heimat, für jede Mundart.

Der Mundarten sind viele. Unsere Krieger haben im Weltkrieg das sattfam erfahren, als sie das einemal mit einem sächsischen, das anderemal mit einem ostpreußischen oder westfälischen Regiment zusammen vor dem Feind standen. Wir Deutsche sprechen ja freilich eine Sprache, und diese einheitliche Sprache ist durchaus notwendig, sie bildet eines der wichtigsten Bande, das sich um alle deutschen Stämme schlingt und uns zu einer Einheit zusammenschließt. Aber diese eine deutsche Sprache tritt auf in einer Vielheit von Mundarten. Wir reden von einer schwäbischen, von einer fränkischen, von einer schlesischen Mundart und wissen, daß es neben diesen noch viele andere Mundarten gibt, und wissen ferner, daß innerhalb dieser Mundarten wieder unzählige Mundarten von kleinerem Umfang bestehen, ja daß kaum zwei Nachbarorte bestehen, die durchgängig dieselbe Sprache sprechen. Vielleicht denkt aber mancher, die Mundart sei eine Entstellung, ein Zerrbild unserer deutschen Sprache, am Ende gar das Kennzeichen einer niederen Bildungsstufe; aber er vergißt, daß auch die hochdeutsche Sprache oder die schriftdeutsche Sprache ursprünglich auch nichts anderes war als eine Mundart, und daß jede lebende Sprache Bewegung und Entwicklung mit sich bringt. Die Muttersprache ist der allezeit sprudelnde Brunnquell, der aus der Tiefe der Volksseele entspringt, die Schriftsprache immer wieder belebt und verjüngt.

Was ist nun das aber für eine Mundart, die wir in unserem Bezirke sprechen? Woher stammt sie? Seit wann existiert sie? Schließt sie auch Verschiedenheiten in sich?

Unsere Mundart haben einst unsere Ahnen, die Alemannen, bei ihrer Einwanderung mitgebracht, und seitdem wird diese Sprache in unserer Heimat gesprochen. Das Vorhandensein unserer Mundart in unserer Gegend seit jener Zeit wird uns auch durch allerlei Spuren besonders von der Zeit an, aus der schriftliche Aufzeichnungen vorliegen,

bestätigt. Es liegt aber im Wesen einer Mundart, daß sie eine Entwicklung durchläuft. Wir reden tatsächlich von einer alemannischen Mundart; aber wir verstehen darunter nicht unsere Mundart, sondern die Mundart, die in der Schweiz und auch schon im südlichen Baden gesprochen wird, und die auch noch ins Württembergische hineingreift und besonders in der Baar, also in der Gegend von Tuttlingen, Spaichingen und Rottweil gesprochen wird. Aber nahe verwandt mit dieser uns namentlich durch Hebels alemannische Gedichte bekannten Mundart ist unsere heimatliche Mundart. Die Mundart unseres Bezirks ist die schwäbische; sie wird gesprochen in der südlichen Hälfte von Württemberg, aber auch in einem Teil von Baden und Bayern. Im Norden grenzt die fränkische, im Süden die genannte alemannische Mundart an die schwäbische. Die schwäbische Mundart hat nun aber auch wieder verschiedene Schattierungen: Der Bauer auf der Alb oder in der Gegend von Heidenheim spricht anders als der Bauer im Gäu oder auf dem Schwarzwald. Die Mundart unseres Bezirks berührt sich nahe mit den Mundarten der benachbarten Bezirke Herrenberg, Horb, Freudenstadt, Calw und Neuenbürg, weicht aber doch wieder von jeder derselben ab.

Um unsere Mundart zu kennzeichnen, führen wir einige Merkmale an: Es ist uns allen wohl schon aufgefallen, daß wir den Doppellaut ei in Stein, Fleisch, Heide und andern Wörtern anders aussprechen, als dies sonst geschieht; es gibt Gegenden, wo man Stoi, Floisch u. s. w. spricht; ja schon die unmittelbar an die nördlichen Orte unseres Bezirks angrenzenden Ortschaften des Calwer Oberamts haben dafür einen anderen Laut. Bei uns lautet dieser Doppellaut oa. Es gibt ferner Gegenden nicht sehr weit weg von unserem Bezirk, in denen der Doppellaut ei mundartlich gesprochen wird wie i und au wie u in Wörtern wie Zeit, Haus, Bauer u. a. Diese aus dem Mittelhochdeutschen stammende Aussprache, die früher auch in unserer Heimat üblich war, ist aus unserem Bezirk verdrängt worden durch die Doppellaute ei und au. Ebenso ist bei uns der im Mittelhochdeutschen gebräuchliche Doppellaut in Wörtern wie Mutter, Bruder, Liebe, Güte erhalten geblieben, weshalb wir diese Wörter mundartlich mit uo, ie, üe aussprechen. Vor dem Mitlaut (Konsonant) n wird i, ü und u zu einem Doppellaut erhoben, z. B. bei Zins, fünf, Wunsch; dieser Doppellaut wird dabei durch die Nase gesprochen. Folgendes r bewirkt in Wörtern wie vor, Wort u. a. die Aussprache eines o als oa, ebenso in Wörtern wie recht, Knecht die Aussprache des e als ea. Langes a wird zu einem zwischen a und o liegenden Laut, z. B. Jahr, Rat. Langes e oder o wird ai, z. B. in Schnee, böse. Endlich möge bezüglich der Selbstlaute (Vokale) noch angeführt sein, daß bei uns der Doppellaut eu in Feuer, Scheuer u. s. w. zu i (ii) wird. Hinsichtlich der Mitlaute ist zu bemerken, daß in Wörtern wie neu, blau, Streu, ruhen der im Mittelhochdeutschen gebräuchliche Laut w erhalten geblieben ist, ebenso wie im Schwäbischen überhaupt der s-Laut in Wörtern mit st und sp im Anlaut, Inlaut und Auslaut als sch ausgesprochen wird. Mitlaute

werden bei uns außerordentlich häufig ganz ausgelassen, z. B. n in Wörtern wie Hand, d in Hände, b in ab, ch in ich, l in willst; auch ganze Verbindungen von Lauten und ganze Silben können verschwinden, z. B. bei werden, hinab u. s. f.

Bei der Biegung der Hauptwörter ist auffallend, daß bei uns wie im ganzen Schwäbischen Sprachgebiet der zweite Fall (Nominativ, Genitiv) fast ganz abhanden gekommen ist; als Ersatz dafür werden Verhältnißwörter oder andere Wendungen gebraucht, z. B. statt — das Haus des Nachbarn — sagt man: (d)em Nachbar sein Haus, oder: das Haus vom Nachbar. Die Endungen der verschiedenen Fälle in der Einzahl wie in der Mehrzahl werden wenig durch besondere Endungen unterschieden, abgesehen etwa von der Mehrzahlbildung mit er; dagegen wird der Umlaut zum Ausdruck der Mehrzahl regelmäßig angewendet.

Bei der Biegung des Zeitworts bildet die Mundart des Bezirks wie das Schwäbische überhaupt die erste Vergangenheit nicht, so häufig diese schönen Formen einst gebraucht worden sind. Die Mundart erzählt stets in der zweiten Vergangenheit, die mit den Hilfszeitwörtern haben oder sein gebildet wird. Bemerkenswert ist ferner, daß die drei Personen der Mehrzahl beim Zeitwort gleichlauten; nicht bloß die zweite Person der Mehrzahl wird mit der Endung et gebildet, sondern ebenso die erste und dritte, was sich z. B. auch auf das Hilfszeitwort sein übertragen hat. Die teilweise schon in den Nachbarbezirken angewendete konjunktivische Form der Mehrzahl, z. B. wir seien gewesen, statt: wir sind gewesen — ist unserem Bezirk fremd. Die vielbespöttelten Formen: gao stao, bleibe lao haben wir im Bezirk durchgängig, wobei indes zu bemerken ist, daß diese Formen auch aus mittelhochdeutschen Bildungen sich entwickelt haben.

Von Einzelheiten mögen noch angeführt sein, daß der sogenannte dünne Kuchen im Bezirk teils einfach Kuchen, teils Börde, teils Stedling heißt; statt Korb gebraucht man Schied oder Kratte; zum Rämmer hat man nicht einen Kamm, sondern einen Strahl. Die Kartoffel heißt man nicht etwa Erdäpfel wie z. B. auf der Alb, sondern Grumbire.

Zwischen den einzelnen Gebieten des Bezirks besteht im ganzen weitgehende Uebereinstimmung; wohl sind die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Osten des Bezirks gegenüber dem Westen erheblich verschieden; allein die Uebergänge sind nicht schroff und bilden jedenfalls für den Verkehr kein Hemmnis. Die geschichtlichen Verhältnisse haben sich namentlich in den früheren grundlegenden Jahrhunderten im ganzen einheitlich gestaltet. Die späteren Herrschaften waren im Verhältnis zu Württemberg doch nur klein, und auch bei dem Gebiet von Altensteig, das etwa 200 Jahre zu Baden gehört hatte, nehmen wir im Vergleich mit den übrigen Teilen des Bezirks eine wesentliche Verschiedenheit nicht wahr, zumal der Verkehr der betr. Ortschaften auch in ihrer badischen Zeit hauptsächlich gegen Osten gegangen sein wird. Auch die beiden Gemeinden Ober- und Unter-

talheim, die über 400 Jahre zu Oesterreich gehört hatten, weichen nicht wesentlich von der Mundart der übrigen Teile des Bezirks ab; indes ist es in der Natur der Sache begründet, wenn gerade hier sich einzelne Abweichungen einstellen. Hierzu gehört die Abschwächung bezw. das Verschwinden des r-Lauts vor einem Mitlaut in Wörtern wie Wirt, Hirsch u. a. Hierauf ruhten auch die in den genannten Ortschaften wie in deren Umgebung gebräuchlichen Ausdrücke für hier und dort. Das Wort dort lautet mundartlich im Schwäbischen dert; durch r-Schwund entsteht det, und durch Zusammensetzung mit zu die bekannte mundartliche Bildung. Auch der Ausdruck „Beden“ für Kuchen ist so zu erklären. Enztal-Enzklösterle nimmt zufolge seiner geographischen Lage und seiner sehr späten Entstehung ebenfalls in einzelnen Punkten eine gesonderte Stellung ein; seinen Verkehr hat es außer zum Nagoldtal und Enztal namentlich auch zum Murgtal; es bestehen aber sowohl im Enztal als im Murgtal andere sprachliche Voraussetzungen. Auch die Gemeinden Gültlingen und Sulz, teilweise auch Rotfelden weichen insofern von der sonst üblichen Mundart ab, als sie eine Reihe von ausgesprochenen mehr westlichen Formen, z. B. den Doppellaut bei Schnee, bin, fünf und anderen Wörtern nicht mehr haben. Wie der Bezirk in stammesgeschichtlicher Hinsicht ein Grenzgebiet gegen das Fränkische bildet, so ist er auch in sprachlicher Beziehung ein Uebergangsgebiet. Die Nordgrenze unseres Bezirks ist in gewisser Hinsicht zugleich Sprachgrenze; bei den Ortschaften des sogenannten Calwer Waldes nehmen wir schon eine merkliche Hinneigung zur fränkischen Mundart wahr, z. B. in der Aussprache des Doppellauts in Stein und anderen Wörtern, und in der Bildung der Verkleinerungsilbe. In den nördlich gelegenen Ortschaften nehmen wir den Uebergang dazu wahr: Die Nachsilbe ig lautet hier ich, während sie in den südlichen ig gesprochen wird. Ebenso lautet in den nördlichen Ortschaften der Mitlaut b in Wörtern wie aber, Weiber u. a. wie w, während in den südlichen Orten ein eigentliches b auftritt. Dazu tritt, daß in einzelnen gegen Süden und Westen gelegenen Ortschaften auch Einflüsse der alemannischen Mundart nicht ausgeschlossen sind; so z. B. in der Form glei für gewesen, ebenso in der Bildung der Verkleinerungsilbe. Damit hängt auch zusammen die Grenzlinie bezüglich der mundartlichen Bildung des Fürworts uns; während in Westen mehr eis, wird im Osten und Süden mehr aos gesprochen. Einzelne wenige Ortschaften sprechen hören mit einem Doppellaut (ai, äu); auch bei Brot wird da und dort der o-Laut zu einem Doppellaut. Eigenartig ist die Bildung von nenz (nünz) für nichts in einzelnen westlichen Ortschaften.

Vieles, was wir so an den mundartlichen Bildungen beobachten, scheint ja freilich willkürlich zu sein; bei näherem Zusehen aber finden wir in diesen Sprachgebilden feste Gesetze walten und Entwicklungen sich vollziehen, deren Verständnis unser lebhaftes Interesse verdient und in hohem Maße geeignet ist, unsere Heimat und unser Volk uns lieb und wert zu machen.

Unsere Volkstrachten in früherer Zeit

Je und je lesen wir von einem Trachtenfest, auch in unserem Bezirk. Bei einem solchen Trachtenfest treten Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen auf in einer Kleidung, wie sie früher in bestimmten Gegenden üblich war, und jedermann hat seine Freude dran. Es ist noch nicht lange her, da sah man in vielen unserer Gemeinden noch die gelbe oder schwarze Lederhose; vielleicht haben unsere Väter und Großväter sie noch getragen; ja es gab eine Zeit, wo man nicht bloß auf dem Lande sondern auch in der Stadt sich ähnlich gekleidet hat.

Bis vor nicht langer Zeit trug der Bauer bei uns Sonntags seinen langen blauen Rock mit weißen, übereinandergreifenden Metallknöpfen, eine Tuch- oder Manchesterweste, blau, rot oder schwarz mit kleinen weißen Knöpfen, gelbe oder schwarze, mit Verzierungen versehene Lederhosen bis zum Knie reichend, schwarze Strümpfe, blank gepuzte Rohrstiefel oder Schuhe mit Schnallen, auf dem Kopf einen schwarzen Dreispitz oder einen runden Filzhut. In den westlichen Orten des Bezirks hatte man mehr die schwarzen, im Osten in den an das Gäu grenzenden Ortschaften mehr die gelben Lederhosen, ebenso in den östlichen Orten mehr die rote, in den westlichen mehr die schwarze oder überhaupt dunkle Weste. Der unverheiratete Bauer trug ein Wams und eine mit Pelz verbrämte Mütze mit goldenen Troddeln. Diese Tracht sieht man in der Regel bei den Trachtenfesten, und sie bildet in der Tat eine schmutze Kleidung. Die Handwerksleute hatten an ihren Röcken keine metallenen sondern überspinnene Knöpfe; sie haben auch die Kniehose viel früher mit der langen Hose vertauscht. Werktags trug der Bauer einen weißen Zwilchrock, die Handwerksleute leinene Wämser.

Die Frauenkleidung bestand Sonntags in halbwoollenen, dunklen, enggefälkelten Röcken, dunklen, meist mit Blümchen versehenen Kitteln, darunter ein rotes, blaues oder grünes Leibchen, dazu eine schwarze oder blaue Schürze. Werktags trägt man, meist auch jetzt noch, leinene, dunkle Röcke. Die Kopfbedeckung der Frauen am Sonntag bildet eine schwarze Haube mit schönen, breiten Bändern, die vorne und hinten herabfallen. In Ober- und Untertalheim trugen die Frauen bis vor wenigen Jahren noch die große Radhaube; derzeit ist dieselbe ersetzt durch eine kleinere Haube. Ebenso tragen die Frauen in den südlichen Ortschaften auch heute noch teilweise die früher allgemein üblichen Puffärmel, „Muzen“ genannt.

An der Tracht nahmen auch die Kinder, Knaben und Mädchen in entsprechender Weise teil. Die Knaben trugen eine Zipselmütze oder — besonders am Sonntag — eine schildlose runde Mütze mit Verzierungen und Troddel, die Mädchen ein Häubchen oder ein um den Kopf gebundenes Kopftuch.

Bei besonderen Anlässen, so bei Taufen und Hochzeiten trugen die Nächstbeteiligten noch besonderen Schmuck. Die Patin trug bei der Taufe ein Kränzlein im Haar, die Gespielinnen bei der Hochzeit eine

Schappel, eine aus goldenen und silbernen Zieraten zusammengesetzte, kronenartige Mütze.

Nun sind alle diese eigenartigen, teilweise so schönen Bekleidungsstücke bis auf wenige Reste der Vergangenheit anheimgesunken, und diese werden sich vielleicht auch nicht mehr lange halten können. Wir können fast täglich beobachten, wie sich dieser Vorgang abspielt. Ein Mädchen, das in seiner Heimat die Tracht getragen hat und Vater und Mutter haben es gerne gesehen, übernimmt eine Stelle als Dienstmädchen in der Stadt; es sieht sich in seiner Tracht alleinstehend und fühlt sich bald unter anderen vereinsamt; es läßt sich seine Kleider umändern und will auch „modisch“ gekleidet sein; es kommt in seine Heimat zurück, aber seine frühere Tracht nimmt es nicht mehr an, und die anderen folgen ihrem Beispiel. Und so sind es viele Umstände, welche dazu beitragen, daß die Trachten im Verschwinden begriffen sind, und diese Umstände sind tief begründet in der allgemeinen Zeitrichtung, die einen Zug zur Aufhebung der Unterschiede und der eigenartigen Erscheinungen in sich trägt. So sieht man auch seit einiger Zeit in immer steigendem Maß hinsichtlich der Kleidung Stadt und Land einander möglichst angenähert. Man kann diese Erscheinung, die eine Entwicklung von Jahrhunderten abschließt, beklagen oder begrüßen, es ist aber eben eine in den Zeitumständen begründete Tatsache, die ihre Licht- und Schattenseiten hat. Wir dürfen auch nicht glauben, daß die Tracht, wie sie jetzt im Verschwinden begriffen ist, von jeher in unserem Bezirk heimisch gewesen sei; wenn wir die Kleidung des Bauern etwa im 15. oder 16. Jahrhundert ansehen, so war sie ganz anders als die Tracht der letzten Jahrzehnte. Auch die Tracht unseres Bezirks hat ihre Entwicklung durchgemacht; sie ist sehr abhängig von der wirtschaftlichen Lage der Zeit- und Ortsverhältnisse. Man hat oft gesagt, eine Tracht sei eine Modekleidung, die auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben sei. Mag dem so oder so sein, jedenfalls hat die Tracht etwas Bodenbeständiges an sich; sie schmiegt sich an die Orts- und Zeitverhältnisse an, trägt den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung und erweist sich als praktisch und solid und hat sich deshalb auch so lange Zeit erhalten können. Wenn man manchmal glaubt, die städtische Kleidung sei schöner als die Tracht, so darf man darauf hinweisen, daß die Trachten die Wertschätzung gerade deshalb finden, weil man erkennt, daß sie geschmackvoll und fleißig sind. Es hat deshalb immer etwas für sich, wenn man der überkommenen Sitte treu bleibt, und sollte nie ohne triftigen Grund dieselbe ablegen.

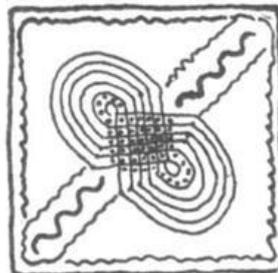


Bild 252: Ofenplättchen. Schönbronn.

Sitten und Bräuche im Familienleben

Unsere Vorfäter hatten einen stark ausgeprägten Sinn für das Familienleben und haben auf der Pfllege und Betätigung dieses Sinnes ihr ganzes Leben aufgebaut. Sie wohnten in Sippen und nach Geschlechtern gegliedert beisammen; viele Arbeit in Feld, Wiese und Wald betrieben sie gemeinsam; im Krieg standen die Geschlechter beisammen und wehrten gemeinsam den Feind ab. Im Unglück stand man einander kräftig bei; Freud und Leid teilte man treulich miteinander.

In unserer Heimat ist dieser Familiensinn in Stadt und Land im ganzen erhalten geblieben; manche Sitten und Bräuche, die damit zusammenhängen, bestehen heute noch, und gerade diese schönen, wertvollen Sitten sind es doppelt wert, daß man an ihnen festhält. Zu bemerken ist auch, daß diese Familienbräuche sich eng an das kirchliche Leben anschließen, ja daß die kirchliche Feier den Höhepunkt der ganzen Familienfeier bildet.

Wir begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, so wie wirs in den meisten Landorten sehen. Kaum hat der kleine Ankömmling durch sein Erscheinen Vater und Mutter beglückt, so kommen auch schon die Verwandten, die Basen und Nachbarinnen herbei und freuen sich mit und beschenken Mutter und Kind. Die Taufe wird womöglich am nächsten Sonntag nach der Geburt vollzogen. Bis vor nicht langer Zeit wurde die Taufe in einem Gottesdienst, meist im Nachmittagsgottesdienst vorgenommen: Die Gemeinde freut sich mit und erbittet mit den Segen für das Kind. Der erste Gang der Mutter geht zur Kirche, früher häufig bei einem Wochengottesdienst. Die Paten und die nächsten Angehörigen begleiten das Kind auf seinem ersten Gang; auch Kinder mit Kränzen und Blumen geschmückt dürfen nicht fehlen. Die Patin, Dote genannt, ist festlich geschmückt, früher mit einer Schappel, wenn die Patin unverheiratet war. Der Pate oder Döte „hebt das Kind aus der Taufe“. Der Name wurde in der Regel nicht willkürlich gewählt; der erstgeborene Knabe erhielt den Namen des Döte, die erstgeborene Tochter den der Dote; dann kamen Eltern, Großeltern, Oheime und Muhmen an die Reihe. In einzelnen Fällen wählte man gerne biblische Namen; auch Doppelnamen wurden häufig gegeben, z. B. Johann Georg, Eva Maria u. a. Nach der Taufe fand früher meist ein Tauffchmaus mit Suppe, Braten, „Knöpfle“, Salat und Wein statt; neuerdings, besonders seit dem Krieg, bleibt die Taufgesellschaft noch beisammen bei Kaffe und Kuchen. Während dieser Nachfeier wurde das neugetaufte Kind den Gästen der Reihe nach in die Arme gelegt.

Auch die Konfirmation wird festlich gestaltet. Schon einige Tage vor der Konfirmation gehen die Konfirmanden in den Wald, holen Moos, Epheu, Tannengrün; die Kirche wird festlich geschmückt, besonders die Tore, der Altar, der Taufstein und die Kanzel. Jeder Konfirmand schreibt einen Patenbrief und läd Döte und Dote zum

Feste ein, unter dem Ausdruck des Dankes für alle bisher erwiesene Liebe und Fürsorge. In feierlichem Zug begeben sich die Konfirmanden, festlich mit Blumen und neuen Gewändern geschmückt, zur Kirche. Die ganze Gemeinde, vor allem die Verwandten, beteiligen sich. Der Konfirmand erhält von vielen Seiten Geschenke, teils in Geld teils in Wertgegenständen bestehend. Ein festliches Essen darf nicht fehlen. Der Konfirmandenspaziergang am Tag nach der Konfirmation ist

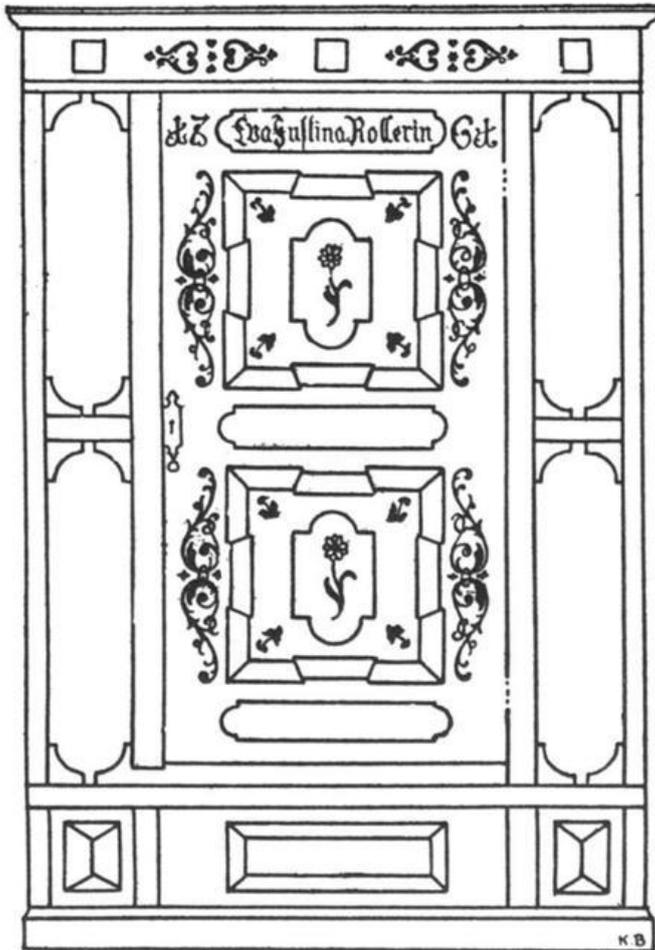


Bild 253: Kasten in Schönbronn.

neuerdings in den meisten Gemeinden unseres Bezirks zur Sitte geworden. In manchen Gemeinden war und ist es Sitte, den Konfirmandenspruch unter Glas und Rahmen zu bringen und im Wohnzimmer aufzuhängen.

Mit besonderem Gepränge wird eine Hochzeit gefeiert. Nachdem am „Heiratstag“, der einige Zeit vor der Hochzeit stattfindet, die äußeren, wirtschaftlichen Angelegenheiten besprochen worden sind, geht einige Tage vor dem Fest ein „Hochzeitsläder“ in die benachbarten Orte und lädt unter Aussagen eines Spruchs zur Hochzeitsfeier ein. Er ist mit Blumen oder Bändern geschmückt und trägt dabei sein Festtagsgewand. Man reicht ihm überall einen Laib Brot, von dem er eine kleine Schnitte abschneidet, um es dem Brautpaar zu bringen. Diese sinnbildliche Handlung soll andeuten, daß die Mitmenschen zum Glück des neuen Ehestandes auch das Ihrige beitragen wollen. Am Wohnort des Bräutigams und der Braut besorgen diese die Einladung selbst. Am Hochzeitstag lädt der Gesell (Brautführer) die ledigen Leute zur Hochzeit, worauf im Haus des Bräutigams und der Braut die sogenannte Morgensuppe eingenommen wird, bestehend in Suppe, Fleisch und Rüklein. Ist die Braut von auswärts, so begeben sich die ledigen Burschen mit dem Bräutigam zu Pferd und festlich geschmückt mit Blumen und Bändern in die Heimat der Braut und holen dieselbe samt Gespielinnen und anderen Jungfrauen ab, in dem der Brautführer die Braut hinter sich aufs Pferd nimmt, und die übrigen Gesellen und Burschen ebenfalls die Jungfrauen hinter sich nehmen;

ein stattlicher Zug bewegt sich nun unter Musikbegleitung und Pistolenschüssen zurück an den Ort der Trauung. Der Hochzeitsgottesdienst wird von einem großen Teil der Gemeinde besucht; wer am Zug in die Kirche und wieder aus derselben teilnimmt, ist mit Blumen und Bändern geschmückt, die je nach dem Grad der Verwandtschaft verschieden sind. In manchen Landorten hielt früher der Schullehrer auch noch eine Ansprache an die Hochzeitsleute. Früher wurde sodann von den Burschen um ein Hutband, von den Mädchen um eine Haarschnur eine bestimmte Strecke weit im Wettlauf gesprungen. Das Hochzeitsmahl findet meist im Wirtshaus, doch zuweilen auch im Haus der Braut oder des Bräutigams statt. Mit einem Hochzeitsmahl im Wirtshaus ist in der Regel ein Tanz verbunden. Die Gäste beschenken das Hochzeitspaar mit Geldgaben, wobei sie ihre Glückwünsche zum Ausdruck bringen. Ist die Zeit zum Heimgang gekommen, so begleiten die ledigen Leute das neue Ehepaar unter Absingen eines Chorals nach Hause. Die Feierlichkeiten nahmen früher häufig zwei und mehr Tage in Anspruch.

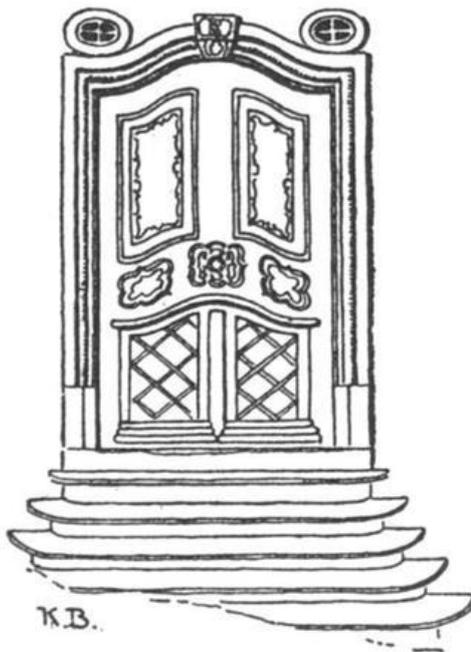


Bild 254: Aus Altensteig.

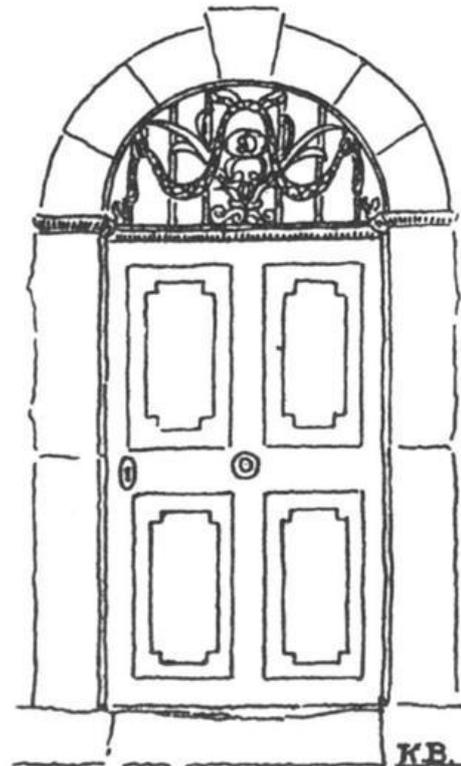


Bild 255: Aus Wildberg.

Tritt ein Sterbefall ein, so wacht eines der nächsten Angehörigen bei der Leiche bei Nacht, auch brennt, so lang der Tote im Hause liegt, in dem Leichenzimmer ein Kerzenlicht. Sowohl am Ort des Trauerfalls als in den Nachbarorten geht eine Frau im Auftrag des Trauerhauses so ziemlich in alle Häuser, teilt den Sterbefall mit und lädt zur Beerdigungsfeier ein. Früher wurden in allen Gemeinden die Toten zu ihrer letzten Ruhestätte getragen; neuerdings bürgert sich da und dort die Sitte des Leichenwagens ein. Vor dem Trauerhaus, unterwegs und vor dem Grab sang früher ein Schülerchor unter Leitung eines Lehrers; da und dort ist dies auch jetzt noch so. Meist

singt jetzt ein besonderer Chor, oder vielleicht singt die Trauergemeinde gemeinschaftlich, oder spielt ein Posaunenquartett. Ebenso waren in unseren Gemeinden Abdankungen durch den Lehrer am Grabe üblich; in der Kirche wurde eine Leichenpredigt gehalten; neuerdings vollzieht sich der ganze Trauerakt am Grabe. Zu der Beerdigung strömen die Teilnehmer von allen Seiten zusammen; nicht bloß die Verwandtschaft oder, wie man in unserer Heimat sagt, die Freundschaft, sondern ein großer Teil der Gemeinde „geht mit der Leiche“; ja auch die Nachbarorte sind zahlreich vertreten. Ein eigentlicher Leichenschmaus findet nicht mehr statt, wohl aber ein Zusammensein der nächsten Familienangehörigen. Früher wurde jedem Verstorbenen ein hölzernes Kreuz aufs Grab gesetzt; neuerdings treten häufig Grabsteine an deren Stelle.

Noch möge hier Erwähnung finden, daß ein älteres Ehepaar, das erwachsene, verheiratete Kinder hat, bei der Uebergabe des Hauses und der Güter seine bisherige Wohnung verläßt, um sie dem Sohn bezw. der Tochter zu übergeben. Die ausziehenden Eltern ziehen in den Ausding oder Leibding; derselbe besteht aus einer kleineren Wohnung, die sich im Haus selbst befindet oder daran angebaut ist, zum mindesten aber aus einem Stübchen mit den nötigen Gelassen. Auch hier suchen sich die alternden Eltern für sich oder für ihre Kinder möglichst zu betätigen, bis sie ihr Tagewerk vollends ganz vollbracht haben.



Bild 256: Gasse in Nagold.

Sitten und Bräuche im Jahreslauf

Alte, inhaltsvolle Sitten bestehen heute noch vielfach auf dem Land. So gleich der *Neujahrswunsch*. Wie vielsagend, gemütsprechend und wohltuend lautet der alte, uns allen wohlbekannte Segenswunsch gegenüber dem neuaufgekommenen! Am Neujahrsfest erhalten die Kinder häufig von ihren Vätern kleine Geschenke: Brezeln, Backwerk, Äpfel, Schulhefte u. a. An den langen *Winterabenden* pflegt man in den Häusern nachbarliche und verwandtschaftliche Geselligkeit; Frauen besuchen einander mit Kunkel und Spinnrad, erzählen einander aus alter und neuer Zeit, singen miteinander religiöse Lieder und Volkslieder. Die Aufwartung besteht in Weißbrot, Schnitzbrot, Obst. Auch die Männer machen gern solche abendlichen Besuche bei einem Nachbar oder Altersgenossen. Für die Lebensweise gilt der Grundsatz: Früh zu Bett und früh heraus! Daher das Sprichwort: Lichtmeß, bei Tag eh! Lichtmeß ist neben Georgii, Martini und Jakobi ein Ziel zum Eintritt in den Dienst oder zum Austritt.

In manchen Orten besteht seit langer Zeit die schöne Sitte, daß die Lehrer mit ihren Schülern an einem schönen *Maientag* einen Gang hinaus auf die Felder machen; die Mädchen mit Kränzen, die Knaben mit Blumen geschmückt, religiöse, Heimat-, Naturlieder singend. So hat sich z. B. in Egenhausen die Sitte erhalten. In Nagold bestand lange Jahre die Sitte, daß die Kinder zu ihrem „*Maiengang*“ von der Stadt mit bunten Bändern geschmückt wurden; aus diesem Maiengang hat sich später die Sitte des Kinderfestes entwickelt. In Ober- und Untertalheim findet kirchlicherseits der Maiengang durch und um die Markung statt, wobei sich die ganze Gemeinde beteiligt. Weitverbreitet ist die Sitte, daß man am Himmelfahrtsfest *Himmelfahrtsblümlein* (Mausöhrlein) sammelt, ein Kränzchen daraus windet und in der Stube aufhängt in dem Glauben, daß dadurch das Einschlagen des Blitzes verhütet werde. Die „*Heufack*“ war früher, besonders bei wohlhabenden Bauern, allgemein üblich; da saßen auf dem letzten Heuwagen, der heimgeführt wurde, Knechte, Mägde und Tagelöhner fröhlich scherzend und wurden dann mit einer reichlichen Mahlzeit erfreut. Bei der *Sichelhenke* wurde der letzte Garbenwagen bekränzt eingeführt; daran schloß sich eine festliche Mahlzeit für alle bei der Erntearbeit Beschäftigten. Die Drescharbeit ging früher, als man alles Getreide mit dem Flegel dreschen mußte, viele Wochen lang fort, oft bis in den Januar hinein. Schon morgens früh, noch ehe der Tag graute, nahm der regelmäßige Dreschtakt seinen Anfang und wurde den ganzen Tag fortgesetzt. Ein fröhliches Festessen, genannt *Flegelhenke*, bildete den Abschluß. Doch haben diese mit der Ernte zusammenhängenden Bräuche mit der Einführung landwirtschaftlicher Maschinen von selbst aufgehört; nur da und dort treffen wir noch Andeutungen.

Besondere Bräuche bestehen noch in Gültlingen und Pfrondorf anläßlich des *Pfingstfestes*, deren hier ausführlicher gedacht sein möge. In *Gültlingen* gehen vor Pfingsten ledige junge Männer in

der Gemeinde umher und bitten um Gaben für den Pfingstritt. Am Pfingstmontag reiten die jungen Leute vor dem Gottesdienst hinaus aufs Feld und bleiben dort bis zum Schluß desselben. Als dann reiten sie ins Dorf zurück und halten blanke Schwerter in der Hand; ein Vorreiter bläst mit dem Posthorn; einer trägt auf einer bekränzten Stange einen Kuchen; andere schießen mit Pistolen. So geht der feierliche Zug durchs ganze Dorf in geschlossener Ordnung; vor einzelnen Häusern, z. B. vor dem Pfarrhaus, vor dem Haus des Schultheißen, vor den Häusern der Gerichtsverwandten wird Halt gemacht und den betreffenden Leuten ein Kuchen verehrt; nachher findet noch ein festlicher Imbiß statt. Als einmal der Antrag auf Abstellung dieser sonst nicht üblichen Sitte gestellt wurde, erklärten die Ortseinwohner, daß sie bei dieser uralten, harmlosen Sitte bleiben wollen. Die Sitte selbst geht wohl auf einen Brauch aus der einstigen Naturreligion der Alemannen oder Franken zurück; es mag ursprünglich eine Art Dankfest für den empfangenen Erntesegen gewesen sein.

In Pfronndorf ist der Umzug des „Pfingstbuzen“ Sache der Kinder; die Alten schauen zu. Das Vorfest der Vorfreude fällt auf den Pfingstsonntag Nachmittag. Da werden in großer Erregung des Leibes und der Seele am Waldrand von den Schulbuben der Oberklasse Haselgerten mit frischem grünen Laub gesammelt und unter Singen und Töhlen in irgend eine Scheuer gebracht. Hier kommen wie an einem Verschwörungsort am Pfingstmontag früh schon um 4 Uhr dieselben Gesellen wieder zusammen, in größter Heimlichkeit; schwerbewaffnete Doppelposten halten vor dem Tore Wacht, um Neugierige zu warnen und Frechlinge abzuwehren. Denn niemand darf wissen, wer heuer der Festkönig ist; das ist ja die große Ueberraschung — in der Stadt würde man sagen: die Sensation des Tages; natürlich besonders für die Kinderwelt. Nun wird der Pfingstbuz angezogen, d. h. von den Füßen bis zum Hals mit dem gesammelten Laubwerk, das mit Bindfaden befestigt wird, überkleidet. Der Kopf wird mit einer selbstgeschnittenen, buntbemalten Maske, irgend einer Trage, etwa einem Affengesicht, und oben mit einem alten Zylinderhut bedeckt. Jetzt bekommt er noch einen dicken Prügel, genannt Szepter, in die Hand, das Scheunentor geht auf und heraus tritt in all seiner Herrlichkeit der Pfingstbuz, umgeben von seinem Gefolge, das mit Säbeln bewaffnet ist, um die Zudringlichsten der nun rasch anschwellenden Kinderchar von Sr. Majestät wegzudrängen. Auch der Festkönig beehrt zuweilen höchstselbst den einen oder anderen der Naseweisen mit seinem Zorn und wirft ihm den Stab der Herrschaft an die Rippen. Vor allem aber dringt, indem er durch die Gassen schreitet, sein Machtwort gellend an die Fenster empor: „Eier und Geld 'raus oder i schmeiß euch den Säbel durchs Hühnerhaus 'naus!“ Die Jüngsten seiner Genossen stürmen nun in die Häuser und holen das Geforderte. So gehts durchs ganze Dorf bis ans andere Ende. Draußen an irgend einem abgelegenen Platz wird der Pfingstbuz wieder seiner Herr-

lichkeit entkleidet und der letzte Akt des Spiels beginnt. Das ist die Verteilung der Beute. Dies besorgt der größte der Schar; er gibt dem Helden des Tages natürlich den Löwenanteil; die übrigen Gaben werden je nach dem Alter bemessen. Dann geht man hochbefriedigt nach Haus. — Ein ganz ähnlicher Umzug findet in Pfrondorf am 6. Dezember statt zu Ehren des St. Nikolas, der der Heilige des alten Kirchleins ist. Jetzt heißt der Pfingstbuz „Klos“ und trägt ein weißes Hemd und ein Gehänge mit Pferde- oder Kuhglocken. Die Buben knallen durchs ganze Dorf mit Peitschen. Sonst ist alles gleich wie an Pfingsten. In alter Zeit sei der „Klos“ auf einem Esel geritten.

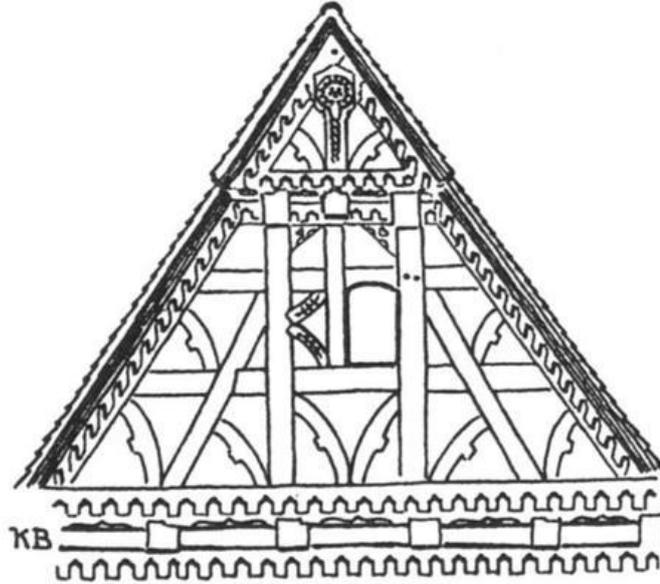


Bild 257: Hausgiebel in Pfrondorf.

Dieser „Schandles Klos“ ist ja überall verbreitet; mit Schelle und Rute kommt er in verummter Gestalt, ein Schrecken für die Kinder, denn die Unartigen bedroht er mit der Rute oder züchtigt sie auch. Der „Pelzmärte“ kommt unmittelbar vor Weihnachten und bringt Äpfel und Nüsse in seinem Sack besonders für die Kinder, die ihm schöne Verse aussagen können. Das Christkind legt in der heiligen Nacht seine Gaben jedem Kind in ein Körbchen; die Gaben bestehen in Backwerk, Obst, Schnitzbrot, Brezel oder einer „Geige“, einem länglichen Kuchenlaib, der mit einem Kranz übersflochten ist. Außer diesen werden zu diesen althergebrachten Gaben auch sonstige Gegenstände, wie Kleidungsstücke oder Schulgebrauchsgegenstände hinzugefügt. Der Christbaum fehlt in keinem Hause, außer etwa da, wo keine Kinder sind.

Eine schöne Weihnachtsfitte hat sich in Altensteig Stadt erhalten, das „Fackeln“ am heiligen Abend. Schon einige Zeit vorher sammeln die Knaben in der Stadt oder im Wald Holz hiezu und machen Fackeln aus dürrer Holz, das sie mit Del tränken oder mit Pech beschmieren. Mit Einbruch der Nacht begeben sich die Knaben mit ihren Fackeln vom Annaberg aus oder von der entgegengesetzten Seite her auf den „Hällesberg“, zünden ihre Fackeln an und schwingen sie hin

und her; anfangs sind es nur wenige; dann aber mehrt sich der Fackelzug rasch von beiden Seiten her. An drei Stellen des Berges werden mächtige Feuer angezündet. Den Höhepunkt erreicht die Veranstaltung, wenn auf der Höhe des Bergs die Fackeln von rechts und links zusammentreffen. Das Hauptlied, das gesungen wird, ist „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Weihnachtslieder erschallen aus der Höhe; der ganze Berg erstrahlt in funkelndem Glanz. Die ganze Stadt blickt bewundernd und in gehobener Stimmung auf zu dem Berge. Es ist als sähe man etwas von dem Licht, das einst über der ganzen Menschheit aufgegangen ist, und als hörte man etwas von den Friedensklängen über den Fluren von Bethlehern. Nicht satt kann man sich sehen an diesem herrlichen Anblick; nur zu bald verlöschen die Lichter auf dem Berge. Geborene Altensteiger, die auswärts sind, kehren gerne so zeitig heim, daß ihnen dieses liebliche Schauspiel nicht entgeht. Mögen solche schönen Sitten erhalten bleiben.

Auch in Ebhausen findet am heiligen Abend eine ähnliche Feier statt wie in Altensteig.

Der Schäferlauf in Wildberg

Eines der bekanntesten volkstümlichen Feste in unserer Gegend ist der Schäferlauf in Wildberg. Diese Veranstaltung hat im Lauf der Zeiten mehrfache Wandlungen durchgemacht; aber die Grundzüge sind dieselben geblieben. Die Einrichtung ist uralt und stammt aus einer Zeit, wo die Schäferei und die inländische Wollerzeugung in hoher Blüte stand. Der Schäferlauf ist einst aus einem praktischen Bedürfnis herausgewachsen. Wie alle Gewerbe zunstmäßig eingerichtet waren, so brauchte auch die Schäferei eine einheitliche feste Organisation, und der Schäfertag war nichts anderes als die Zusammenfassung der Schäfer zu einer solchen zunstmäßigen Ordnung. Lange Jahre bestanden solche Schäfertage außer in Wildberg auch in Marktgröningen, Urach und Heidenheim. Wegen der hohen Bedeutung der Schäferei für unser wirtschaftliches Leben wollte man durch diese Veranstaltung zur Heranbildung eines tüchtigen Schäferpersonals beitragen und die ganze Wollproduktion auf eine sichere Grundlage stellen. Es kam aber eine Zeit, wo man der Sache doch nicht mehr diesen hohen Wert beilegte, vielleicht auch weil ausländische Wolle auf den Markt gebracht wurde; kurz, der Schäfertag in Wildberg wurde abgeschafft, wie auch in Heidenheim und Urach, und nur der in Marktgröningen wurde beibehalten. Mag sein, daß auch der Sturm des 30jährigen Kriegs an der Veranstaltung gerüttelt hat. Es wurde im ganzen Herzogtum jährlich nur noch ein Schäferlauf abgehalten, in Marktgröningen. Allein diese Aenderung bewährte sich nicht, besonders da auf diese Weise viele Schäfer den Schäfertag wegen der weiten Entfernung nicht mehr besuchen konnten. Da erschien im J. 1723 ein Befehl des Herzogs Eberhard Ludwig, daß von jetzt an der Schäferlauf wieder jährlich in sämtlichen hier genannten Städten abgehalten werden soll. Zugleich wurde bestimmt, daß die Schäfer folgender Aemter bei dem Schäferlauf in



Bild 258: Bild aus Wildberg.

Wildberg erscheinen sollen: Wildberg, Nagold, Altensteig, Calw, Liebenzell, Zavelstein, Herrenberg, Neuenbürg, Wildbad, Hirsau, Bualach, Freudenstadt, Dornstetten, Dornhan, Hornberg, Schiltach, Sankt Georgen und Alpirsbach mit Klosteramt. Wir sehen daraus, daß die Regierung von der Bedeutung dieser Einrichtung fest überzeugt war, weshalb sie die gesetzliche Regelung selbst in die Hand genommen hat. Auch die Schäfer freuten sich sehr über diese Wertschätzung; es wurde darauf hingewiesen, daß die Schäfer einen Beruf mit vielen Beschwerlichkeiten haben und daß man ihnen deswegen diese „Ergeßlichkeit“ nicht vorenthalten dürfe. Die Leitung der Veranstaltung hatte das „Schäfergericht“; dasselbe bestand aus dem Oberamtman von Wildberg, dem Bürgermeister, dem Landzahlmeister und zwei Obermeistern der Zunft. Als Tag der Abhaltung der Feier wurde ursprünglich der Jakobifeiertag bestimmt; erst später wurde der 21. September gewählt. Auf diesen Tag strömten nicht bloß die Schäfer der genannten Ämter, sondern auch sonst große Volkscharen von fern und nah herbei, zumal, da auf diesen Tag auch der Markt gelegt wurde.

Man versammelte sich zunächst im Schloßhof; hierauf ging's in feierlichem Zug in die Kirche. Im Schloßhof wurden sodann die für den Tag geltenden Bestimmungen vorgelesen und andere Mitteilungen gemacht. Vom Schloßhof ging's den Berg hinab auf die Festwiese an der Nagold beim Kloster. Die Schäfer erschienen alle in ihrer Tracht und mit ihrem Hirtenstab. Alles war gespannt auf die munteren Schäferspiele. Diese begannen mit dem Wettlauf der Schäfer, der Siegespreis war ein Hammel. Mitunter fand auch ein Wettlauf der Schäferinnen statt, wobei die Siegerin ein seidenes Tüchlein erhielt. Während des Festes hielt das Schäfergericht seine Sitzung. Insbesondere wurde auf Grund einer eingehenden Prüfung über die notwendigen Erfordernisse für den Schäferberuf und auf Grund tadelloser Führung im Beruf den jungen Schäfern der Meisterbrief erteilt und dieselben in die Schäferzunft feierlich aufgenommen. Auf diese Weise sollten unwürdige Leute vom Beruf ferngehalten werden. Auch Standesangelegenheiten, die Belohnung, die Geschäftsverpflichtung u. a. wurden besprochen; auch konnten Klagen und Beschwerden vorgebracht werden. Ebenso wurden die Leggelder eingezogen, d. h. jeder Schäfer mußte jährlich einen gewissen Betrag für das Recht der Ausübung seines Berufs, eine Art Gewerbesteuer, bezahlen; dieses Leggeld betrug 24 Kreuzer, wozu noch für jedes Schaf ein weiterer Betrag von 6 Kreuzern und für ein Lamm von 3 Kreuzern kam. Die Zahl der Schafe wurde durch einen Pferchmeister genau kontrolliert; auch wurde darüber gewacht, daß die Gemeinden ihren Schäfern den Lohn in angemessener Höhe und zur rechten Zeit bezahlten. Waren diese Geschäfte erledigt, so wurden noch weitere Schäferspiele gemacht. Auf diese Weise wird in Wildberg der Schäfertag seit 200 Jahren abgehalten; indes wurden die Schäfergerichte im J. 1827 aufgehoben, und von da an findet der Schäferlauf nur noch alle zwei Jahre statt. Seit dem Krieg wurde er erstmals wieder 1923 abgehalten.

In neuerer Zeit verbindet man mit dem Schäferlauf besonders auch jugendliche Wettspiele, z. B. Wassertragen, Sachhüpfen, Klettern u. a. Auch die örtlichen Vereine und auswärtigen Gäste beteiligen sich dabei, z. B. ländliche Vereine in ihren Trachten.

So ist aus einer ursprünglich staatlichen Einrichtung, die für die Verhältnisse jener Zeit notwendig war, mit der Zeit eine freigestaltete Feier, ein Volksfest geworden, an dem sich heute noch jung und alt gerne beteiligt.

Ueber Steinkreuze

Je und je finden wir am Wegsaum, am Rain, am Waldrand, unter einer Linde, steinerne Kreuze, meist sehr alt aus dem 12., 13. oder



Bild 259: Steinkreuze bei Nagold.

14. Jahrh. stammend. Einst muß ihre Zahl viel größer gewesen sein. Das Alter, der Bau von Wegen oder Kulturen, die Unkenntnis der Dinge hat die meisten entfernt. Wer sich die Mühe nimmt, diese Kreuze näher ins Auge zu fassen, entdeckt daran merkwürdige Zeichen, Buchstaben, Zahlen, allerlei eigenartige Formen, vielleicht ein Weberschifflein, ein Beil, ein Messer oder sonst etwas Geheimnisvolles, wie in Runenschrift geschrieben. Wir finden solche auch in unserem Bezirk, z. B. in Nagold bei der kathol. Kirche 3, bei Altensteig Dorf 2, bei Monhardt. An der Freudenstädter Straße in Nagold standen früher 6 beisammen. Sie haben eine andere Bedeutung als unsere Mark- und Grenzsteine, die auch mit Zeichen versehen sind, eine andere auch als die Meilen- oder Kilometersteine und eine andere als die Gedenksteine, die wir häufig an einer Straße treffen, an einer Stelle, wo vor Jahren ein schwerer Unglücksfall sich ereignet hat, und wo zur Erinnerung an den Verunglückten ein Stein errichtet worden ist. Unsere Steinkreuze rufen ja wohl auch schmerzliche Erinnerungen in uns wach wie die Grabsteine auf unseren Friedhöfen; allein sie haben noch eine ganz andere Bedeutung. Es sind Sühnekreuze. Die Volkslage weiß in der Regel allerlei Grauerregendes zu erzählen, das einst in der Nähe geschehen sein soll; die dabei befindlichen Figuren werden gedeutet als die Mar-

terwerkzeuge, mit denen der Unglückliche einst traktiert worden ist oder als Zeichen der Zunft, der die Beteiligten angehört haben. Ein berechtigter Kern ist in solchen Erzählungen meist enthalten: ein Verbrechen liegt zu Grunde, eine ärgerniserregende Rechtsverletzung, eine Schuld, die öffentlich gebrandmarkt und für alle Zeiten als solche dargestellt werden mußte. Daher kam es, daß diese Kreuze an den Weg, in die Nähe einer Kapelle, unter eine Linde gestellt wurden. Eine stumme Anklage, den Aufschrei eines zu Boden gedrückten Rechtsgefühls, kurz den Ausdruck des Sühnebedürfnisses stellten diese Kreuze

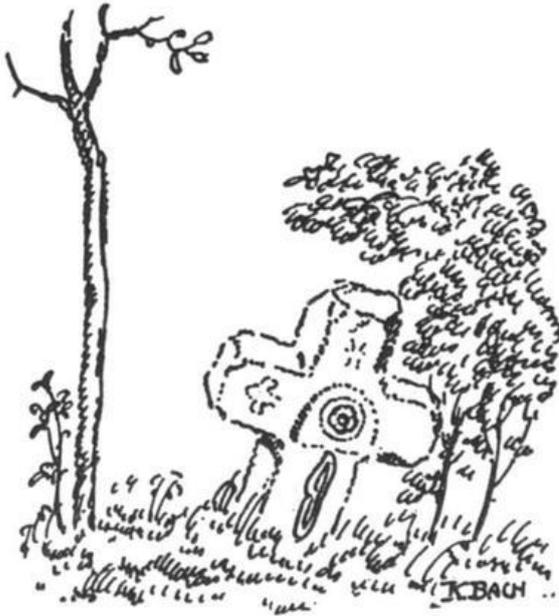


Bild 260: Steinkreuz bei Beihingen.

dar. Die Zeichen sind manchmal rätselhaft, wie an einem der Nagolder Steinkreuze der Kreis mit mehreren Halbmessern und einer Art. Es gibt auch mitunter Steinkreuze ohne Zeichen; aber die alte Zeit wußte ihre stille Sprache zu deuten. Daß diese Kreuze auch ihre religiöse Bedeutung hatten, leuchtet ein. Es lag darin ebenso ein Hinweis auf die unverbrüchliche göttliche Weltordnung, wie andererseits auf die im Kreuz ausgedrückte Symbolik der göttlichen Gnade.

In einer Sägmühle

Die Sägmühlen gehören zu den charakteristischen Erscheinungen des Schwarzwalds. Wir finden sie deshalb auch in allen Tälern meist in größerer Zahl. Sie dienen mit dazu, den großen Holzreichtum unserer Wälder seiner Verwendung entgegenzuführen. Holz, das nicht zum Brennholz bestimmt ist, oder das nicht als Langholz fortgeführt wird, wird hier zu Brettern, Bohlen, Latten u. a. verarbeitet. Diese Verarbeitung wird schon hier mitten im Walde oder in der Nähe vorgenommen, weil die Beförderung des Holzes in dieser vorläufigen Gestalt leichter und zweckmäßiger ist als die Beförderung ganzer Stämme. Deshalb zählt auch unser Oberamtsbezirk über 40 Sägmühlen; ursprünglich und bis vor kurze Zeit bestanden diese Sägewerke als kleine und bescheidene Werke mit einem oder zwei Gängen; seit der großen Umwälzung auf industriellem Gebiet sieht man da und dort auch in unserem Bezirk große, ausgedehnte Anwesen mit einer ganzen Anzahl von Mühlgängen. Ursprünglich waren sie zum Wasserbetrieb eingerichtet; jetzt sehen wir neben den Wasserwerken auch Werke mit Dampf- und Motorbetrieb. Früher waren Sägmühlen nur an fließendem Wasser möglich; jetzt können Sägewerke überall angelegt werden.

Wir begeben uns in eine Sägmühle der früheren Art, die in unserem Bezirk auch jetzt noch am zahlreichsten vertreten ist, und wählen hiezu ein tiefeingeschnittenes, enges Tal, wie es sich bei uns so zahlreich findet. Da liegt die Sägmühle, vielleicht wie in einem geheimnisvollen Winkel tief versteckt, „im schönsten Wiesengrunde“. Meist führt der Weg dahin eine steile Steige hinab; vielleicht ist in neuerer Zeit eine bequeme Zufahrtsstraße dahin gebaut worden; aber wenn wir an die früheren Wege denken, so fragen wir Heutigen gern: Wie konnte man da auf diesem unwegsamen Wege solche großen, schweren Stämme, 20—25 Meter lang, hinbringen? Schon von ferne hören wir lautes, taftmäßiges Surren und Brummen und das Rauschen des Wassers. Da steht ein bescheidenes Haus, umgeben von Wasserkanälen; hochaufgelagerte Bretterschränke, lange, schwere Baumriesen, der Aeste und Rinde beraubt liegen auf den freien Plätzen umher. Ganz besonders aber fällt uns ein großes, mächtiges Rad ins Auge; das Wasser ergießt sich in die Schaufeln des Rades und setzt es in drehende Bewegung. Mit dem Wasserrad stehen andere gewaltige Räder in Verbindung, auf die sich die Bewegung des Wasserrads überträgt. Von diesem Räderwerk wird die eigentliche Sägevorrichtung in Bewegung gesetzt. Da befindet sich besonders die große Säge mit scharfen Zähnen, eingespannt in ein festgefügtes Gatter. Das Räderwerk ist so eingerichtet, daß sich die Radbewegung in eine auf- und abgehende, senkrechte Bewegung überträgt. Gleichzeitig wird ein großes Gestell mit Rädern, der Sägwagen, in eine langsame Vorwärtsbewegung gebracht. Auf diesem Sägwagen ist der zu durchschneidende Sägkloß, der zuvor durch Zerfügen mit der Hand- oder Bandsäge die angemessene Länge erhalten hat, befestigt. Der Wagen führt den Kloß der Säge zum Durchschneiden zu, und so „bahnt die Säge lange Wege in einen Tannenbaum“. So wird Brett um Brett abgeschnitten und Stamm um Stamm durchsägt. Die gefertigten Bretter werden in „Schränken“ aufgeschichtet, und so aufeinandergelegt, daß das Holz möglichst gut austrocknen kann. Nach einiger Zeit kommt der Bretterhändler und kauft ein gewisses Quantum. Im Bezirk Nagold sind es seit alter Zeit die Orte Spielberg und Egenhausen, wo sich Fuhrleute in großer Zahl befinden, die die Bretter in holzarme Gegenden, namentlich ins Gäu, oder nach Stuttgart, Tübingen und andere Orten verbringen. In neuerer Zeit werden die Bretter auch zur Bahn geführt, zumal da sich die Nachfrage nach Holz und Brettern in den letzten Jahrzehnten ungeheuer gesteigert hat.

Das ist ein Bild jener alten einfachen Schwarzwaldsägmühlen. Es liegt auf der Hand, daß die Sägwerte häufig auch große Verbesserungen und Erweiterungen erfahren haben. Man ging darauf aus, eine größere Menge von Brettern zu produzieren, da die bisherigen Sägwerte dem gesteigerten Bedürfnis nicht mehr entsprachen; ebenso war man darauf bedacht, den Verlust, den das Holz durch die Säge erleidet, möglichst zu verringern und eine feinere und reinere Schnittfläche bei den Brettern zu erzielen.

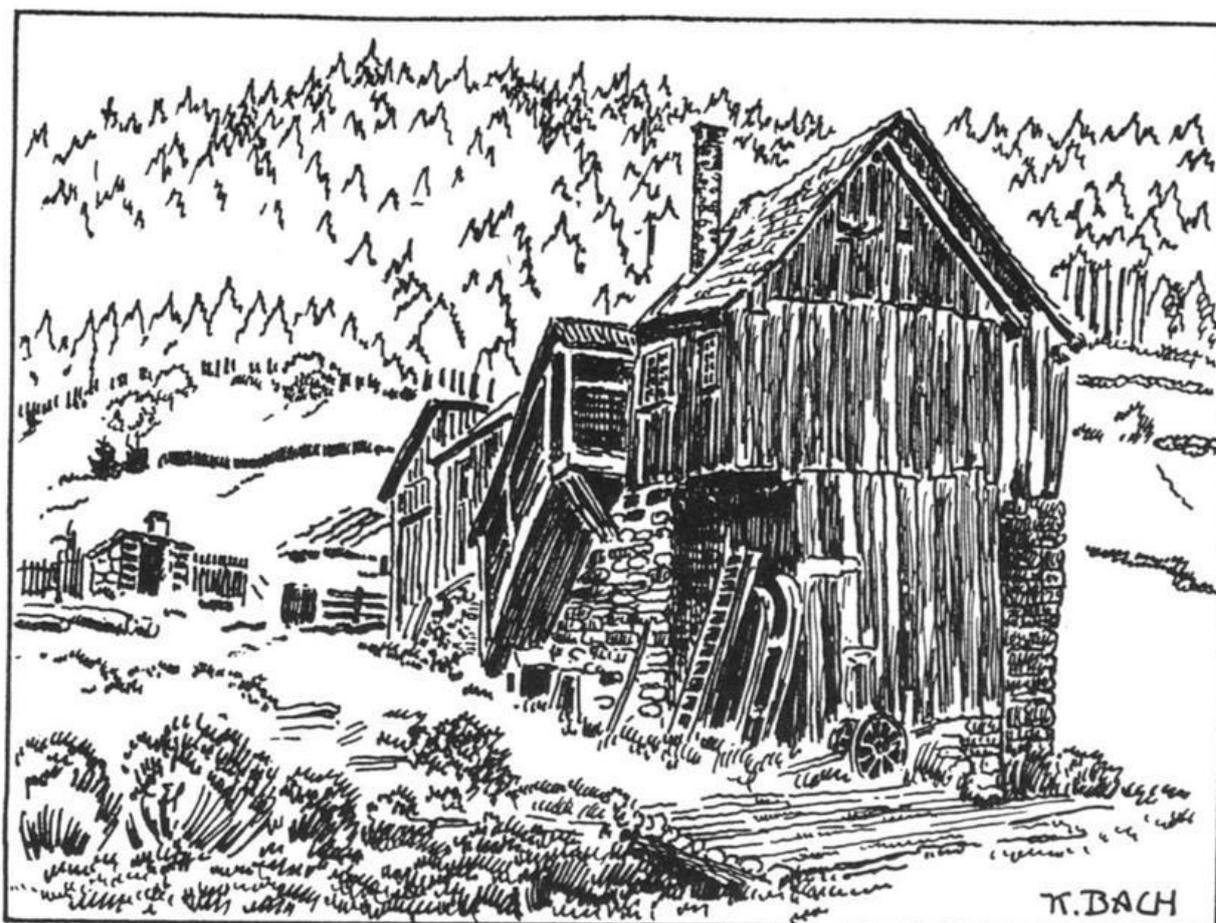


Bild 261: Sägmühle bei Gompelscheuer.

Ein idyllisches Fleckchen Erde eine solche Sägmühle mit ihrem nimmermüden Rad, lieblich gelegen am plätschernden Bach, umgeben von duftenden Wiesen — wie sie uns anlachen mit ihrem wunderbaren Blumenflor im Mai, vielleicht noch ein Gärtchen und ein Stück Ackerland dabei. Da gelüstets uns, was unsere Schwarzwälder so gerne singen: Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus — in die Tat umzusetzen.

Freilich das Leben in der Sägmühle, der Beruf des Sägers, hat auch sehr sein Beschwerliches: Die Beschäftigung mit den schweren Baumklößen, die Ausübung dieser Arbeiten in einem strengen Schwarzwaldwinter, die Gefahren, die die Behandlung der Säge selbst mit sich bringt, gar nicht zu reden von den Beschwerlichkeiten bei der Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse in die „Einöde“, wie man eine einsam gelegene Wohnung auf dem Schwarzwald nennt. Bemerkt sei, daß diese Sägmühlen entweder Geschäftsunternehmungen des Sägers selbst sind, der dann auch für die Zufuhr des Holzes und für den Verkauf der Bretter sorgt, oder Gemeinde- bzw. Genossenschaftsunternehmungen. Alle drei Formen sind in unserem Bezirk zahlreich vertreten. In letzterem Fall, wo also eine Reihe von Genossen oder Teilhabern Besitzer sind, führt der Waldbesitzer das in seinem Wald gefällte Holz herbei, läßt es zerschneiden und verkauft es dann, soweit er nicht selbst Bedarf dafür hat.

Sehr schwierig und beschwerlich ist der Holztransport zur Sägmühle. Wenn z. B. Holz hoch oben auf steilabfallendem Berg gefällt worden ist und es soll nun zu Tal befördert werden, bleibt nichts anderes übrig als besondere Vorkehrungen hiefür zu schaffen; da werden etwa Rutschbahnen errichtet, auf welche die Stämme gelegt werden, um ins Tal hinuntergerollt zu werden. Wie Streichhölzer fliegen die schweren Stämme umher und schießen so weit über das Ziel hinaus. Ganz beschwerlich und geradezu lebensgefährlich wird diese Arbeit im Winter, namentlich bei Glatteis, und mancher Waldarbeiter schon hat auf diese Weise jämmerlich sein Leben lassen müssen.

Die Flößerei im Bezirk

Meine derzeitige Wohnung liegt an einer belebten Straße, die aus dem Innern des Schwarzwalds ins offene Land führt. Da sausen täglich unzählige Autos vorüber. In langsamem Tempo bewegen sich auf der Straße aber auch Langholzwagen, die bei Straßenkrümmungen oder wenn Autos oder andere Gefährte kommen, nur mit Mühe vorwärts kommen. Da werden riesige Baumstämme, 20—25 Meter lang oder noch länger in holzarme Gegenden oder auf die Eisenbahn geführt. Diese vielen Langholzwagen hat man früher nicht oder nicht in dieser großen Zahl gesehen. Hart an der Straße fließt die Nagold, und dieser Fluß war früher die gewöhnliche Straße für das Langholz: Das war die Flößerei; das Langholz und auf ihm auch Schnittwaren und Scheiterholz wurden von den Wellen des Flusses hinabgeschwemmt. Das war eine Freude für jung und alt, wenn ein Floß gemeldet wurde. Flößer zu werden, das erschien manchem Jungen so begehrenswert, wie heute mancher Knabe keinen höheren Wunsch hat als Chauffeur oder Straßenbahnschaffner zu werden. Ich erinnere mich auch gerne der Zeit, wo so manchmal an meinem Elternhaus ein Floß vorbeifuhr, und wir Knaben mit jedem Sprung aufs Floß sprangen, um in die benachbarte Stadt eine fröhliche, billige Wasserfahrt zu unternehmen und wie viel schöne Erinnerungen knüpfen sich sonst an die Flößerei, wenn wir etwa an die harmlosen Scherze des Studenten: Todele, Sperr! denken.

Die Flößerei auf unseren Schwarzwaldgewässern ist uralte; diese Art der Beförderung des Holzes in andere Gegenden war für die früheren Verhältnisse die rentabelste und auch die einfachste. Schon Graf Ulrich III. von Württemberg hat 1342 einen Vertrag geplant, der die Flößerei auf der Enz und der Nagold zwischen Württemberg, Baden und anderen Herrschaften regeln sollte. Herzog Friedrich I. ordnete an, daß die Nagold vom Schorrental an bei Arnagold und ebenso der Zinsbach als Floßstraßen eingerichtet werden. Eine besondere Flößereiverordnung von Herzog Johann Friedrich aus dem Jahr 1623 regelte genau die Zeit der Floßfahrten, die Art des Holzes, das verfloßt werden durfte, die Beziehungen der Flößerei zu den anliegenden Wasserwerken u. a. Auf der Nagold durfte Lang- und Scheiterholz, auf dem Zinsbach nur Langholz, auf der Waldach, die 1699 zum

Flößen eingerichtet wurde, und ebenso auf dem Schnaitbach nur Scheiterholz geflößt werden. Die Flößerei wurde teils von Gemeinden mit großem Waldbesitz teils von Handelskompagnien, die speziell für diesen Zweck gegründet worden waren, betrieben. In Nagold befand sich etwa eine Viertelstunde oberhalb der Stadt, ein herrschaftlicher Holzgarten, in welchen jährlich hauptsächlich aus Staatswaldungen 1000—1200 Klafter Scheiterholz geflößt wurden. Da strömte bei diesem Holzgarten große Scharen von Leuten aus den benachbarten Dörfern zusammen, um bei dem Holztransport Beschäftigung zu finden; dieses Holz wurde größtenteils von den Bewohnern der Gäuorte angekauft oder nach Stuttgart in das Landesholzmagazin geführt. Dieser Holzgarten wurde vor etwas mehr als 100 Jahren näher an die Stadt Nagold verlegt und später an die Gemeinde verkauft.

Man denkt bei der Flößerei hauptsächlich an die Langholzflößerei. Allein es wurde, wie wir schon gehört haben, auch Brennholz verflößt: Da wurden Scheiter und kurze Stämme frei ins Wasser geworfen, um abwärts getrieben zu werden. Diese Art der Beförderung, die namentlich in schmalen Bächen oder im Oberlauf eines größeren Wassers betrieben werden konnte, war zwar außerordentlich einfach, aber sie hatte auch sehr ihre Schattenseiten: Das Holz verlor an Brennkraft; namentlich aber wurden die Triftbahn und die Ufer stark beschädigt. Deshalb wurde die Scheiterholzflößerei auf der Nagold schon 1850 aufgehoben. Für die Langholzflößerei sind besondere Einbindplätze notwendig; da wird das Wasser durch ein Wehr gestaut, so daß die erforderlichen Geschäfte mit den Stämmen vorgenommen werden können. Solche Einbindstellen waren an dem Zinsbach auf der Markung Spielberg (Zinsbacher Wasserstube), ferner auf der Markung Beuren bei der Neumühle, in der Nähe der Garrweiler Brücke, in der Wasserstube bei Altensteig, beim Edelmannsrank, in der Monhardter Wasserstube, bei der oberen Mühle in Ebhausen, bei der Schiffbrücke in Nagold und bei der Klostermühle in Wildberg. Das Einbinden der Flöße geschah in folgender Weise: Die Langholzstämme werden aus den Wäldern an die Wasserstube geführt; Stämme, die etwa gleichlang sind, werden miteinander zu einem Gestör verbunden; dies geschieht so, daß in die Enden der Stämme Löcher eingebohrt werden; durch diese Löcher werden Wieden, d. h. gedrehte Fichtenäste, gesteckt, und durch diese 4—5 Stämme zusammengekoppelt. Die vorderen Gestöre sind schmaler und kürzer als die hinteren; das letzte Gestör, der Wedel, streckt seine Stämme ohne Bindung frei hinaus. Auf einem der letzten Gestöre befindet sich die Sperre, eine Vorrichtung, die dazu dient, den Lauf des Floßes zu verlangsamen. An den Einbindstellen wird das Wasser geschwellt; namentlich in den kleinen Gebirgsbächen ist dies notwendig, weil sonst die nötige Wassermenge zur Beförderung des Floßes nicht vorhanden wäre. Einige Zeit vor Abgang des Floßes wird das Wehr geöffnet, damit das Floß, das einen schnelleren Lauf hat als das Wasser, nicht unterwegs in seinem Lauf gehemmt wird. Das Floß wird geleitet von Flößern. Noch sind sie uns in Erinnerung, diese marki-

gen, derben Schwarzwälder mit ihren unheimlich langen und weiten Rohrstiefeln aus wasserdichtem Leder. Auf dem ersten Gestör nimmt ein erfahrener Flößer seinen Standort mit einer langen Stange, mit der er dem Floß den Weg weist. Aber auch auf den nächst folgenden Gestören haben die Flößer vollauf zu tun, um das Floß in der rechten Richtung zu erhalten. Schlimm sind für die Floßfahrt scharfe Biegungen der Wasserstraße, besonders in den kleinen Gebirgsbächen; leicht wird an solchen Stellen das Floß von der Wasserbahn abgetrieben und bleibt stecken.

So wurden früher auf der Nagold und auf dem Zinsbach jährlich 170—180 Flöße befördert. Von diesen Flößen wurden einzelne schon in Calw oder Pforzheim aufgekauft; andere fuhren nach Mannheim oder weiter in die Rheinlande oder nach Holland. Besonders die „Holländer“, d. h. die für den Schiffsbau nötigen Stämme, machten diese weite Reise.

Indes ist die Neuzeit dieser alten Einrichtung gefährlich geworden. Der Holzpreis stieg enorm; hatte 1691 ein „Holländer“ dreißig Kreuzer gekostet, so kostete nun ein solcher Stamm hunderte von Mark; da waren auch die Verluste, die das Holz auf dem Wasserweg erlitt, nicht mehr zu ertragen. Außerdem klagten die Wasserwerksbesitzer seit vielen Jahren über die Schädigungen durch die Flößerei. Und die Industrie drang ja in den letzten Jahrzehnten vor auch in die abgelegenen Schwarzwaldtäler. Endlich bot die neue Zeit mit ihren neuen Verkehrsverhältnissen die Möglichkeit, für den Holztransport aus holzreichen Gegenden in holzarme Gelände Sorge zu tragen. Nachdem die Flößerei seit etwa 40 Jahren merklich zurückgegangen war, wurde sie kurz vor dem Weltkrieg völlig aufgehoben. Und so ist auch diese nicht bloß idyllische sondern auch wertvolle, ja einst notwendige Einrichtung der Neuzeit zum Opfer gefallen.

In der Heidelbeerernte

Unsere Wälder sind uns so überaus wertvoll nicht bloß wegen ihres fast unerschöpflichen Holzreichtums, sondern sie bieten uns noch viele andere Werte, und wir denken diesmal nicht an die idealen Werte, sondern an die Schwarzwaldbeeren. Schon zur Zeit der Heuernte erblicken wir an sonnigen Halden und Rainen die Erdbeere mit ihrem leuchtenden Rot: wie erquickt sie uns mit ihren saftigen, süßduftenden Früchten! Auch die Preiselbeere, die im Spätsommer reift und ein geschätztes, wohlschmeckendes Zugemüse gibt, und die Himbeere (= Beere der Hint, d. h. Hirschkuh) gleich wertvoll für die Küche wie für die Apotheke, und die Brombeere (bramber = Beere des Dornstrauchs), sie sind uns alle so wertvoll, daß wir keine missen möchten. Und doch werden sie alle weit übertroffen von der Heidelbeere, die in ungeheurer Menge in unseren Tannenwäldern wächst. Man hat diese Beere von jeher wertgeschätzt; sie hat aber seit zehn oder etwas mehr Jahren eine früher nie gekannte Wertschätzung gefunden, so sehr, daß sie zu einem

hervorragenden Erwerbszweig und zu einem schwunghaften Handelsartikel geworden ist.

Unser Bezirk ist in der glücklichen Lage, weitausgedehnte Flächen, auf denen Heidelbeeren in üppiger Fülle gedeihen, zu besitzen. Doch gedeihen sie nicht in allen Teilen des Bezirks; ihr Standort ist vorwiegend der westliche Teil unseres Oberamts; auf dem Boden des Buntsandsteins breitet sich die Heidelbeere so stark aus, daß der Wald davon ganz und gar bedeckt ist; dabei liebt sie die freundlichen, sonnigen Hänge, weniger moorige Stellen. Schon im Frühling ruht unser Auge mit Wohlgefallen auf ihren schmucken, rötlichen Blüten, noch mehr, wenn in der Reifezeit ihre blauschwarzen Beeren uns zum Genuße einladen. Früher sah man da und dort weite Gelände, mit reifen Heidelbeeren bedeckt, ohne daß sie jemand pflückte. Jetzt gibts wohl kaum noch ein Plätzchen, wo die Beeren nutzlos verdorren und zu Boden fallen. Früher gingen hauptsächlich die Kinder „in die Heidelbeeren“ zu ihrem Vergnügen, oder wenn etwa die Mutter einen Heidelbeerfuchen baden wollte. Und es war ein einzigartig schönes Vergnügen, stundenlang mit andern sich diesem süßen Genuß hinzugeben, ohne dabei auf einen Nutzen auszugehen. Jetzt ist eine förmliche Industrie daraus geworden. Dazu hat besonders die Kriegszeit mit ihrer Lebensmittelknappheit beigetragen. Da wurde die Heidelbeere aus einem bloßen Genußmittel zu einem wirtschaftlich wertvollen Nahrungsmittel.

Ist die Reifezeit gekommen, so strömt es von allen Seiten hinaus in die Wälder; Kinder und Frauen und wer gehen kann, beteiligt sich; Verwandte und Bekannte von fern und nah werden eingeladen; viele haben bereits große Aufträge von Händlern erhalten, so und so viel Zentner zu liefern. Die Sammler sind ausgerüstet mit Körben und Gefäßen. Kommt man an eine ergiebige Stelle, so füllt sich bald Gefäß um Gefäß und Korb um Korb. Unter fröhlichem Geplauder schwinden die Stunden schnell dahin. Eine erwachsene Person kann an einem Tag 30—40 Pfund Beeren sammeln, Kinder vielleicht die Hälfte. Manche Sammler haben auch ein „Reff“ bei sich, d. h. ein hölzernes Geräte mit Zähnen, zwischen denen die Beeren beim Durchstreifen der Sträucher hängen bleiben. Mit reicher Ausbeute beladen kehren die Sammler abends nach Hause; Mund und Hände und vielleicht auch die Kleider verraten, was sie für eine Arbeit verrichtet haben. Auf der nächsten Bahnstation, in unserem Bezirk besonders in Altensteig und Bernau, werden die Körbe verladen, um vielleicht weit ins Land hinein verschickt zu werden. Manch schönes Stück Geld kann auf diese Weise verdient werden, was namentlich solchen Ortschaften zu gönnen ist, wo sonst kein Nebenverdienst möglich ist. Verwendet können die Heidelbeeren auf mannigfache Weise werden: man gebraucht sie zum Baden, oder sie werden gedörst und eingedünstet und ersetzen besonders in obstarmen Gegenden oder in Jahren, wo der Obstertrag gering ist, das Obst.